

Leseprobe aus:

Anna-Katharina Fröhlich
Der schöne Gast



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2014

 HANSER BERLIN



Anna Katharina Fröhlich

Der schöne Gast

Roman

Hanser Berlin

Die Arbeit an diesem Roman wurde durch
den Deutschen Literaturfonds e. V. gefördert.

Das Zitat auf Seite 11 entstammt dem *Dhammapada*
in der Übersetzung von Munish B. Schiekkel, Freiburg im Breisgau 2009,
S. 102.

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24522-8

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2014

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen

FSC® C006701

Für Josephine

Wüßt' ich genau, wie dies Blatt aus seinem Zweige herauskam,
Schwieg' ich auf ewige Zeit still: denn ich wüßte genug.

Hugo von Hofmannsthal

Erster Teil

Wenn du keinen weisen Freund findest, keinen Gefährten, der auf die rechte Weise lebt und der versteht, so gehe wie ein König, der sein Königreich aufgibt, und wandre allein wie der Elefant im Dschungel.

Was mich betraf, so fand ich mich eindeutig ohne einen weisen, recht und maßvoll lebenden Gefährten auf dieser Welt, und mir schien es auch ganz gewiss, dass ich weiterhin meinen Weg allein gehen würde – doch das Wunderbare, das Ermutigende an Vers 329 aus dem *Dhammapada* war der Rat, diesen Weg wie eine ihr Reich zurücklassende Königin, wie ein sich seinen Urwaldpfad Bahnender Elefant einzuschlagen. Ja, die alten Inder hatten gewusst, dass es sich nur in der Haltung eines Königs oder mit dem Temperament eines Elefanten mit der Einsamkeit, dieser widrigsten aller irdischen Lagen, aufnehmen lässt. Der Buddha aber kannte seinen Weg und trug diesen Schatz auf dem Grunde seines Geistes.

Es war mir seltsam zumute, als ich mich auf meinen kleinen Landsitz, wie der Herzog von Saint-Simon so etwas nannte, mit dem felsenfesten Entschluss zurückzog, die drei Hektar Land niemals mehr zu verlassen und mich für immer in die Gesellschaft meiner Bäume und Tiere zu begeben.

Mein Rückzug aus der Welt war der Eintritt ins alte Land meiner Väter und Großväter, ein Land, dem der seltsame Geruch von Erde und Papier anhaftete – meine Ahnen waren Gärtner und Gelehrte. Und war ich nicht eine Blüte dieses nördlichen Stammes, in der sich die Leidenschaft für die Natur mit der Liebe zum Buch aufs glücklichste verband?

In früheren Zeiten hätte mein Besitz als lächerlich klein

gegolten, doch damals legte man ein anderes Maß an diese Welt, die noch groß und weit war. Felder gingen in Wälder über, und wo auch immer man den Kopf aus dem Kutschenfenster streckte: vor und hinter einem lag weites Land. Die Pferde trabten an Bächen und Meeren, an Felsgebirgen, Schluchten und Hainen vorbei, es rauschte, zirpte und piffte in den Wiesen, und von den Bäumen zwitscherte, schlug und hallte es. Weiher, Schilf und Linde, Kraut und Kräuter, Kiebitze und Moos, Kies und Staub drangen ins Herz des Reisenden und machten auch den Stummen zum Dichter. Welch ein Geruch von Füchsen, wildem Thymian, Tannen, Nebelrauch und Gras, Gras und nochmals Gras lag in der Luft!

Meine Vorfahren hätten über mich und mein kleines Grundstück gelacht, doch mir war es groß genug, dieses Stück Erde, aus dem kein Geld und kein Glück, doch Gemüse, Obst und Poesie zu schlagen war, wollte einem nicht das Talent dazu ausgehen wie mir an klaren, warmen Wintermorgen, wenn weder Laub noch Gebüsch den Lärm der Motorsägen dämpften, der vom gegenüberliegenden Hügel in meinen Garten drang. Dann hörte ich aus dem dumpfen, widerhallenden Aufprall der geschlagenen Stämme das Geräusch eines niedersausenden Fallbeiles heraus.

Aus der breiten, einst sumpfigen, unterhalb meines Besitzes gelegenen Talmulde, die in vorchristlicher Zeit die Etrusker trockengelegt, im neunzehnten Jahrhundert die Engländer zu einem Golfplatz gemacht hatten, hallte an manchen Tagen das grelle Gedröhn von Mähmaschinen und Laubbläsern in den Garten, ein Lärm, den ich mit der komischen Ruhe eines Stoikers ertrug, indem ich die Stunde des Sonnenuntergangs herbeisehnte, wenn es für jene lauten Arbeiten zu dunkel wurde und es sich wieder aufatmen ließ.

Im Sommer bestiegen die Angestellten des Golfplatzes

schon um sieben Uhr am Morgen ihre Mähtraktoren, auf deren hohen Sitzen sie im aufsteigenden Sonnenlicht mit dem Ausdruck verschlafener Kamele über die weiten giftgrünen Flächen fuhren, aus denen an feuchten Tagen die in die Gräser gesprühten Pestizide wie Tropenwolken aufstiegen. Wenn dann die ersten Clubmitglieder auf den Wiesen mit ihren zuweilen in der Sonne aufblitzenden Golfschlägern erschienen, die sie als Standarten ihres gesellschaftlichen Aufstiegs über der Schulter trugen oder in Trolleys hinter sich herzogen, kleine Kappen mit großen Schirmen und Schriftzügen auf dem Kopf, vertieft in ihre schweigsamen Runden von Loch zu Loch, erscholl dann und wann ein obszöner Siegeschrei, sobald ein Ball seinen Weg in die anvisierte Grube fand, und es hatte den Anschein, als gehörte zum Einlass in die Welt des Golfplatzes auch das Privileg der Taubheit. Kreuzten sich unsere Wege, zeigte ich den Spielern stets ein abweisendes Gesicht. Für mich stand fest, dass alles, was mit dem Golfspiel zusammenhing, unbestreitbar zum Albernsten gehörte, mochten auch noch so raffinierte Theorien über die intelligente Kunstfertigkeit dieser Sportart kursieren. Es lag mir fern, je mit den Clubmitgliedern ins Gespräch zu kommen – ich nahm sie aus meinem Garten als ferne Schauspieler wahr, die langsam über japanisch geschwungene Holzbrücken dahinzogen, sich in den großen Teichen spiegelten, hinter Lorbeerhecken und Feuerdornbüschen verschwanden und zwischen hohen Birken und Pappeln wieder auftauchten.

Es gab Tage, da überfiel mich der Taumel des Sonnenkönigs, wenn ich das breite, tiefe und dunkelgrüne Tal in seiner überirdischen Parkordnung überblickte, das sich unter mir als Verlängerung meines Gartens ausdehnte.

Über dem See ragte der Monte Baldo. Der hohe Berg, der See und der Golfplatz bürgten für eine unverbaute Aussicht,

solange den Bauspekulanten und ihren Ingenieuren die Technik fehlte, auch auf dem Wasser Wohnsiedlungen und Hotels zu errichten. Dass Wind und Wasser noch ihrem rohen Zugriff entkamen, war das nicht Grund genug, diese Elemente im Stillen anzubeten?

Und wenn es schneite, wurde die Welt wieder zum Himmel – herrlich und voller Harmonie war sie dann. Nebel quoll aus dem Tal, duftige Schneewolken trieben durch die Luft, und der Monte Baldo ragte als Arche aus den Wellen des Sees. Endlich schwiegen die Maschinen, und im stillen Triumph sagte ich zu mir: Die Natur behält doch die Oberhand!

Wie das flimmerte, wie das glitzerte, wie es stäubte und wehte! Kein Mensch bewegte sich durchs Tal, nur Eichhörnchen sprangen von Baum zu Baum, nur Vögel zogen sirrend durch die Luft, ließen sich auf den Ligusterzweigen vor meinem Fenster nieder und flatterten durch die Flockenlawinen wieder fort, die leise und weich ins Schnee gras niederstürzten.

Mit weiten Flügeln schlugen die Gänse den Schnee zu Schaum, der Hund schritt als schwarzbezelter Lebemann durch die Hecken und grub seine Schnauze unter die frostige Flockenschicht, als wollte er die Materie schmecken, die da über Nacht auf Wege und Pfade gefallen war.

Endlich wurde es still, doch wie aus der Tiefe einer Gruft gurrte es aus dem Taubenschlag. Zwei Enten standen unter einer Tanne – Nonnen in einem verschneiten Wald. Sie trugen kleine weiße Hauben auf ihren blutroten Schnäbeln. Nur an den Hähnen und Hühnern blieb keine Flocke haften, ihre Kronen leuchteten weithin.

Am seltsamsten aber benahmen sich an Schneetagen die südlichen und tropischen Bäume. Statt ihre Wedel wie sonst als Fächer in die Luft zu strecken, verwandelten sich die Pal-

men unter dem Gewicht des Schnees in stille Pagoden. Die Nespolibäume neigten ihre Äste mit den harten langen Blättern bis zum Boden, als wäre auch für sie die Zeit des Nachsinnens und der Demut gekommen, und die Akanthuspflanzen, bei deren Anblick mir den ganzen Winter über Bilder von griechischen Tempeln und Säulengängen, vom Ägäischen Meer und seinen glutheißen Felsen durch den Kopf gingen, beugten nun überwältigt von der Last ihre Blätter zur Erde.

Der Farn hingegen, diese weitab von Städten und Dörfern wachsende Märchenpflanze, die in alten Zeiten zum Liebeszauber dienlich und jedenfalls in den »Flugsalben« enthalten war, welche die Hexen für ihre Ritte unter die Fußsohlen strichen, stand nun wie ein zerrupfter, vom Schneetreiben gepeitschter Fasan neben der Treppe zum Gemüsegarten, nah den Orangenbäumen, aus deren bitteren Blättern die Früchte wie kleine Lampions hervorglühten und als Garant der Frühlingswiederkehr ihren Duft in die eisige Luft verströmten.

Kronen, kleine und große, zierten an diesen weißen Tagen Stein und Pflanze – ja, das einzige wahre Königreich auf Erden, das Reich der Natur, hatte die Herrschaft wieder übernommen, leise, sanft und eisig.

An solchen seltenen Morgen setzte ich mich mit einem Glas gekühltem Weißwein in die Glyzinienlaube, um in leichtem Rausch vom Schneegestöber überschauert zu werden, bis der Frost mir an die Haut gedrungen war, während der einzige Mensch, der mit mir auf dem Grundstück lebte, der Inder Nanda, Holz vors Haus fuhr, die Tiere fütterte und die Enten in den Stall zurücktrieb.

Es gab keine Aufgabe, die Nanda in Verlegenheit gebracht hätte. Gelernt hatte er nicht in einer Schule, sondern als Kind auf dem Feld seines Vaters, als Halbwüchsiger in Dubai auf

dem Bau und schließlich als Schreiner für einen Sikh-Tempel in der Nähe von Mantua, wo in den Landwirtschaftsbetrieben die Sikhs aufgrund ihrer meisterlichen Schlachtkunst sehr gefragt waren. Nandas Lehrmeister war die Natur gewesen, die fruchtbare Ebene des Punjab, wo er aufgewachsen war, doch Herrscher über ihn war Gott, den er überall sah und von dem er sich Tag und Nacht gesehen fühlte. Auf die Frage »Was ist Gott?« lautete seine Antwort »Was ist nicht Gott?«.

Nanda war ein großer, hagerer, von unmenschlich harten Arbeitsbedingungen geprüfter Mann, doch hatte diese Härte nicht die leiseste Spur in seinem jungen Gesicht hinterlassen. Seine taillenlangen, in die Stoffbahnen eines Turbans eingewickelten Haare von leuchtendem Rabenfederschwarz und sein ebenso glänzender, lockiger Bart umrahmten ein feines, tierhaft bewegliches, anziehendes Frauengesicht, aus dessen schrägen dunklen Augen es vor Lebhaftigkeit blitzte. Es war leicht, von Nanda zu behaupten, er könne nicht bis drei zählen und sei nahezu beschränkt, da er weder lesen noch schreiben gelernt hatte, und doch war er jedem westlich gebildeten Akademiker an feinfühligem Intelligenz, schäumender Erfindungsgabe und schwärmerischer Dankbarkeit, am Leben zu sein, überlegen. Als Fünfzehnjährigem war es ihm gelungen, seine Familie (der Vater war ein ambulanter, trunksüchtiger Getränkeverkäufer, die Mutter eine gläubige Hausfrau), sein kleines Stück Erde, sein Dorf, sein Land zu verlassen, um sein Glück erst im saudi-arabischen Emirat und später im kalten Europa zu versuchen, doch sein Übermut erwuchs vor allem aus seiner Liebe zu Gott. An seinem linken Ringfinger – er besaß Hände von tänzerisch behänder Gelenkigkeit – trug er einen kleinen silbernen Gebetskranz und um den Hals eine Sandelholzkette. Nur ich wusste von dem scharfen, unter seinem Turban verborgenen Messer.

Die Demütigungen durch seine arabischen Arbeitgeber, die an Sklavenausbeutung erinnernde Misshandlung, sein quälendes Heimweh nach dem kleinen Dorf im Punjab, seine Armut und sprachliche Ohnmacht, alle aus seinem Analphabetentum hervorgegangenen Missgeschicke hatten sein Wesen nicht verfinstert. Sein Gesicht war rein geblieben wie sein Herz. Er zählte zu den Auserwählten.

Nanda trank nicht, Nanda rauchte nicht, Nanda aß kein Fleisch. Das Schlachten einer Ente kam für ihn einer Beleidigung des Schöpfers gleich, der Genuss eines Schluckes Wein war in seinen Augen Betrug an der ungetrübten Kontemplation der göttlichen Wirklichkeit und ein einziger Zug an einer Zigarette eine sinnlose, die Sicht auf den Gerechten nehmende Benebelung des Geistes.

Nanda war in Gott verliebt. Wenn er kurz nach Sonnenaufgang Kardamomtee und Chapatis in der Küche bereitete, hörte ich ihn laut singen wie jemand, der sich seine Liebe aus dem Leib jubeln muss. Ohne Nanda wäre ich bei den frostigen Temperaturen wohl länger liegen geblieben, doch sein Gesang, das in den Räumen widerhallende Klirren und Klacken seiner geweihten Armreife und Ketten, der Geruch des frischen Kardamoms und der angebrannten Chapatis trieben mich aus dem Bett, und wenn ich dann gewaschen und angezogen in der Küche erschien, leuchtete mir in der Morgendämmerung aus den schrägen Ritzen seiner Augen schon jenes Licht entgegen, mit dem der anbrechende Tag noch auf sich warten ließ.

»Good morning, madam!« – so grüßte er mich jeden Tag von neuem, doch waren das auch die einzigen, vielleicht einmal in einem Film aufgeschnappten englischen Worte, die er aussprechen konnte. Ansonsten unterhielten wir uns in einem flüssigen Deutsch, das ihm mein Vater im Laufe langer Jahre

beigebracht hatte, bis er sogar die schöne Kunst des Fluchens meisterhaft verstand.

Wie mein Großvater und Urgroßvater hatte auch mein Vater den Beruf des Gärtners ausgeübt. Er war ein ruhiger und heiterer Mann gewesen, der nach der Gartenarbeit die Abende in seiner Bibliothek am Schreibtisch verbrachte, umgeben von schmalen hohen Regalen, die nicht nur angefüllt waren mit Folianten und Büchern über die Geschichte der Gärten, über Gartenbaukunst und Gartenarbeit, sondern auch mit astronomischen, medizinischen und literarischen Werken aus vielen Jahrhunderten. In dunklen Kästen befanden sich getrocknete und frische Blumenwurzeln, Pflanzensamen, Körner, Kräuter, Knollen, Zwiebeln, Blätter, Rhizome und Schösslinge. Aus diesen Behältern, die mit kleinen hölzernen, den jeweiligen Inhalt angebenden Tafeln versehen waren, strömte der Geruch des Erdreichs hervor, und wer die Tür zu diesem Raum öffnete, der sog mit jedem Atemzug den Duft des gesamten Kreislaufs von Verwesung und Wiederkehr ein.

Stets herrschte Stille in diesem Raum, eine Stille, die nur hin und wieder durch das Umblättern einer Buchseite oder das Aufschieben eines Kastens unterbrochen wurde. Der schwache Lichtschein aus den über den Regalen angebrachten Klavierlampen fiel auf einige der Täfelchen, auf denen ein einzelner Begriff, etwa *Myosotis*, *Cydonia oblonga* oder *Nelumbo nucifera*, rätselhaft aus der weiten Düsternis des Raumes herausstach.

In den siebenunddreißig Jahren seines Lebens in diesem Haus hatten sich in der Bibliothek antiquarische Objekte aus vielen Zeiten und Ländern angesammelt: eine Quanon mit wundersam geschnitztem Gewand, ein marmorner, in sich hineinlächelnder Vishnukopf, eine Urne aus Pompeji oder eine alte jadegrüne Teetasse aus Japan, Dinge, die aus dem Raum

ein Raritätenkabinett machten, ein kleines Museum, wo sich neben Fossilien Scherben und neben Schmetterlingskästen winzige Götterstatuetten den Platz teilten. Von den obersten Buchregalen blickten ausgestopfte Kakadus und Papageien mit Glasaugen in den dunkel dämmerigen, duftenden Raum hinab.

Eine Welt für sich bildeten die alchemistischen Werke wie das *Theatrum Chemicum* oder der *Fasciculus Chemicus* von Arthur Dee, dem Sohn jenes John Dee, Meister der schwarzen Magie, der später als Vorbild des Prospero in Shakespeares *Sturm* identifiziert werden sollte. Doch der wahre Lehrmeister meines Vaters war der Wunderarzt und Sprachmeister, Träumer und Revolutionär Paracelsus, dessen Leibspruch »Wer in sich selbst kann bestan, gehöre keinem andern an« er sich schon früh zu eigen gemacht hatte.

Von Paracelsus, der nicht nur auf den hohen Schulen Europas gelernt und gelehrt, sondern sein Wissen bei alten Kräuterfrauen, Zigeunern, Henkern und Badern eingeholt hatte, hatte sich mein Vater auch die hohe Kunst der genauen Beobachtung abgeschaut. Wohin auch immer er sich in der Natur bewegte, stets hatte er einen Spazierstock bei sich, mit dem er sich Blätter, Blüten, Steine und Insekten zur genauen Musterung heranholte.

Dass der Vater des Paracelsus seinen kleinen Sohn auf Spaziergängen durch die Hochmoorflora des Sihltals anhand der botanischen Bücher des Theophrast von Eresos in die Geheimnisse der Kräuterkunde eingeführt hatte, hinterließ einen so starken Eindruck in ihm, dass mein Vater ihm nach-eiferte, sobald ich sprechen konnte.

Ich werde die Nächte nicht vergessen, da wir von einer Reise zurückkehrten und er mit einer Taschenlampe noch in den Garten ging, wo er zwischen den Hecken, Beeten und Lauben

umherleuchtete, um zu sehen, was sich unter den Pflanzen getan hatte, ob gar noch eine Handvoll Himbeeren aus dem Gesträuch zu pflücken oder eine Pfingstrose aufgeblüht war.

Die Geschichte meines Vaters ist schnell erzählt. Er stammte aus einer Tuchmacherfamilie aus Flandern, die am Ausgang des Mittelalters nach Schlesien versetzt wurde, wo in Grünberg eine Gärtnerdynastie entstand. Mein Vater studierte Anglistik und ging nach seinem Studium nach London, wo er sich einige Jahre als Buchhändler durchschlug – ein wenig glanzvoller, doch glücklicher Auftakt, da er eines Tages in einem Antiquariat meiner Mutter begegnete, die ihre Suche nach der *Grammaire des jardins* dorthin geführt hatte.

Meine Mutter war die Tochter eines Berliner Naturforschers, der sie, nach ihrem Biologiestudium, bei sich als Assistentin angestellt und auf seine Reisen durch die Welt mitgenommen hatte, auf denen Vater und Tochter gemeinsam sammelten und forschten. Ihre Mutter stammte ebenfalls aus einer Gärtnerfamilie. Die Verbindungen waren schnell geknüpft, und schon nach wenigen Monaten wusste mein Vater, dass die Natur seine Bestimmung war. Er machte bei Oxford eine dreijährige Gärtnerlehre, heiratete die Forschertochter und erwarb mit zweiunddreißig Jahren, dank des väterlichen Erbes, das Grundstück am See, wo er einen Garten anlegte und die Gärtnerei eröffnete.

Mir war wirklich seltsam zumute, nun endgültig auf dieses Stück Land meiner verstorbenen Eltern in Nandas Gesellschaft zurückzukehren, doch so hatte ich es nun einmal auf einer Reise nach Venedig entschieden, in einer Nacht, die mir wunderbar erschienen war. Kaum jemals habe ich so viele funkelnde Sterne am Firmament gesehen. Es war eine eisige Nacht, so klirrend kalt, dass ich nach dem Abendessen in der Wohnung eines ungarischen Komponisten lieber ins Bett als

in Harry's Bar gegangen wäre, vor deren Tür ein Ober neugierigen Fremden den Eintritt verwehrte.

Haupt- und Seiteneingang der Bar waren von innen verschlossen, doch hinter den Mauern hörte man leise die Gäste feiern. Die fernen, lachenden Stimmen erzeugten bei den Außenstehenden ein Gefühl neidischer Unruhe. Ein Passant blieb wie gebannt stehen und starrte auf einen Lichtstrahl, der sich durch einen winzigen Spalt im Türladen den Weg in die kalte Nacht gebahnt hatte und wie ein schimmernder Draht auf dem nassen Asphalt lag.

Als ein Ober, um eine Zigarette zu rauchen, in die Gasse heraustrat und meinen Begleiter unter der hin- und hertreibenden Menge auf der Calle Valleresso erkannte, ließ er ihn mit der Gewandtheit und geheimnisvollen Autorität eines der Generalität nahestehenden Untergebenen ein, der sich die Freiheit nimmt, in gewissen Fällen nach eigenem Gutdünken zu handeln. Doch ehe man sich's versah, hatte sich hinter uns ein blonder, großgewachsener Mann mit einer roten Nelke im Knopfloch mit hineingeschwungen.

In der Bar vermischte sich Champagnerluft mit dem fettigen Dampf gefüllter Schweinsfüße. Die Oberkellner und Kellner, deren Meisterschaft im Bedienen weltberühmt ist, wirkten einschüchternd und der Barbesitzer beunruhigend auf mich. Dieser kleine weißhaarige Mann mit den Fischaugen und der großen Nase, dessen sentimentale Kaltblütigkeit durch eine hellrosa Krawatte unterstrichen wurde, die hart wie Rosenquarz auf seiner Brust lag, kam meinem Begleiter mit jener zurückhaltenden Ehrerbietung eines Mannes entgegen, dem aufgrund der eigenen Machtposition keine seiner Gesten bescheiden genug sein konnte. Es hatte nicht einmal eines Winkes von ihm bedurft, damit drei Kellner zwei gefüllte Champagnergläser und zwei Teller mit Schweinsfüßen brachten.

Wie sich ein Parvenü in der Aristokratie in jedem Augenblick seiner Herkunft erinnert, so vergaß der Barbesitzer nie seine einzigartige Stellung in der gastronomischen Welt.

An diesem Abend waren die Tische und Stühle an die Wände gerückt worden, damit die Gäste zur Musik eines singenden Keyboardspielers tanzen konnten, doch mein Begleiter betrachtete das Publikum als gesellschaftlich zu wenig ebenbürtig, als dass er sich vor den Augen des Gastgebers, der Menschen ganz anderen Schlages als die Klientel dieser Nacht kannte, zu solch einer vulgären Selbstdarstellung erniedrigt hätte, denn auch der Tanz wurde in dieser Bar zu einer Frage des hierarchischen, nicht des körperlichen Instinkts.

»Sie müssen meine Linsen versuchen«, wandte sich der Barbesitzer mit übertriebener Liebenswürdigkeit an mich, als handelte es sich nicht um Hülsenfrüchte, sondern um ein Jugendelixier, »sie sind heute ex-quisit!«

Ein Blick meines Freundes bedeutete mir, auf keinen Fall abzulehnen, sondern unverzüglich die schon servierten Linsen zu verzehren und zu loben. Beobachte alles, schau dir alles genau an, das ist das Einzige, was du hier tun kannst, sagte ich zu mir, den heißen Teller auf den Knien und den Blick wie ein Insektenforscher auf die Ober gerichtet, deren perfekte Dressur die Vorstellung weckte, dass sie mit Pistolen ebenso meisterhaft umzugehen verstanden wie mit Besteck.

Die vollkommene, doch herzlos wirkende Liebenswürdigkeit des Barbesitzers gründete auf seiner geradezu dämonischen Beobachtungsgabe, mit der er ein auf den Boden gefallenes Messer, eine fehlende Krebsgabel auf dem Tisch eines Gastes oder die Notwendigkeit eines weiteren Stuhles für die Handtasche einer Dame erfasste. Sie steuerte auch die sichere Intuition, mit der er, jeweils wenige Sekunden bevor ein Gast nach einem neuen Gesprächsstoff hätte suchen müssen,

diesem einen schönen Abend wünschte und sich von dessen Tisch entfernte. Seine Begabung, die Schwächen seiner Gäste zu erkennen und auszubeuten, war unerreicht.

»Sie müssen auch unsere Crêpes versuchen«, wandte er sich später wieder an mich, so sanft, als spräche er mit einer würdevollen alten Dame, »sie sind köstlich!«

Nach nichts in der Welt sehnte ich mich weniger als nach flammend heißen Crêpes, doch ich hatte begriffen, dass mein Begleiter an diesem Ort keine Launen duldete, und so warf ich dem Barbesitzer ein Claudette-Colbert-Lächeln zu, dessen Anwendung mir im Leben wenig genützt hat, da diese Art zu lächeln ganz aus der Mode gekommen und heute überholt ist wie der Einsatz eines Chassepotgewehrs.

Mein Begleiter zeigte dem Barbesitzer ein höheres Maß an Achtung, als mir angenehm war. Ich spürte, dass dieser Gastwirt, der die Menschen kannte, im Grunde seines Herzens auf das Erscheinen eines literarischen Genies wartete, dem er jene Achtung entgegenbringen konnte, die sein eigener Vater einst Hemingway erwiesen hatte. Wenn dieser Mensch, der sich alle nur denkbaren Wünsche eines Mannes erfüllt hatte, der zu Macht und Geld gelangt ist, überhaupt zu Gram fähig war, dann darüber, in seinem Leben kein wirkliches Genie bewirkt zu haben. Er wusste, dass niemals mehr ein Mann wie Hemingway über die Schwelle von Harry's Bar treten würde, der ihn als das behandelte, was er war: als einen Kellner.

Meine plötzliche Einsicht, dass Dantes Höllenbild das exakte Abbild unserer Welt liefert, änderte nichts an der Tatsache, dass mein Begleiter sich in dieser modernen Hölle mehr als wohl zu fühlen schien, seit er unter dem Publikum eine schwarze Schönheit entdeckt hatte, die in einem kurzen roten Kleid, unter dessen Saum ihre glatten muskulösen Beine hervorschimmerten, mit dem Barbesitzer tanzte. Sie sandte überlege-

ne Blicke, die etwas Hartes und Verletzendes hatten, zu dem kleinen Mann, in dessen trüben Augen das ewige Vergnügen lag, sich zu Silvester die aufsehenerregendste und skandalöseste Schönheit in seiner Bar zur Tanzgefährtin zu wählen, um auch durch diese Wahl klarzustellen, wer hier das Sagen hatte.

»Hast du gesehen? Natürlich hat er sich die einzige interessante Frau ausgesucht!«, bemerkte mein Begleiter mit erkennbarem Respekt vor einem Mann, der weder Talent noch künstlerische Erfindungsgabe hatte entwickeln müssen, um die Aufmerksamkeit einer Frau für sich zu gewinnen.

Unter den vielen Gästen tanzte auch eine Dame in einem bodenlangen, bis kurz unter den Po geschlitzten, algengrünen Abendkleid. Ihre langen, straffen und bleichen Beine, die in dem Schlitz sichtbar wurden, zogen viele Blicke auf sich. Ihr Tanz war von lasziver Schwermut, als folgte sie der Melodie einer alten Drehorgel. Ich hatte in meinem Leben solche Augen noch nicht gesehen, derart milchige Pupillen mit marmorgrüner Iris.

»Sie ist sechsundachtzig«, flüsterte mir der Barbesitzer lächelnd zu, als habe er selber mit dem Alter nichts zu schaffen.

Dieses Meisterwerk eines Schönheitschirurgen tanzte mit einem hochgewachsenen, leicht gebeugten Herrn im Smoking.

»Und er, raten Sie, wie alt er ist!«, forderte der Barbesitzer mich nun auf, den Blick auf den Tänzer gerichtet. »Achtzig?«, rief er dann leise aus, »siebenundneunzig, cara mia, er ist siebenundneunzig und kommt jedes Jahr nach Venedig, um bei mir Silvester zu feiern!«